für solche Träumereien erachtet hatte. Und wie Anna sich nun von ihren Bekannten verabschiedete und mit schönen gleichmäßigen Schritten zu ihnen herüberkam, sah Georg ihr mit beruhigtem Lächeln entgegen. Dies hier war Wirklichkeit — seine Wirklichkeit.

Plötzlich richtete sich Lucie, die bis jetzt vor sich hingedämmert zu haben schien, auf und zerdrückte mit einer ihrer kleinen energischen Bewegungen den Rest ihrer Zigarette in dem Aschenbecher, und als sei zwischen Georgs letzter Bemerkung an sie und dem Jetzt nur ein Augenblick verstrichen, warf sie ihm jetzt die Antwort zurück: „Es ist seltsam mit der Liebe, Georgie, und das Seltsamste — man wird nie fertig damit."

Ein Mann mit einem netten Lächeln

Heitere Skizze von Norbert Western

Doriths Vater besaß in Luzern eine Villa, weit draußen am Rande der Stadt. Jeden Morgen fuhr das Mädchen zum Markt, um für den väterlichen Haushalt einzukaufen, und jedesmal kehrte sie für ein Viertelstündchen in der kleinen, freundlichen Konditorei ein, die dem Marktplatz gegenüberlag.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß junge, frische Mädchen im Alter von siebzehn Jahren einen unbändigen Appetit auf Schlagsahne mit Zwetschenkuchen entwickeln, und dieser Grund allein würde genügt haben, um das tägliche Erscheinen Doriths in der kleinen Konditorei zu erklären. Es gab aber noch etwas anderes . . .

Dorith hatte bemerkt, daß ihr seit etwa vierzehn Tagen ein Herr folgte, Oh, ein schlanker, dunkelhaariger, bestimmt gut erzogener junger Herr, der es kaum wagte, zu Doriths Tisch herüberzublicken, und der jedesmal verlegen in einer Zeitung las, wenn sie ihren Jungmädchenblick hinüberschweifen ließ.

Dorith entdeckte, daß er ihr allenthalben folgte. Verließ sie die kleine Konditorei, so trat er kurz nach ihr ebenfalls auf die Gasse. Schlenderte sie durch ein Kaufhaus, so harrte er dann bestimmt vor dem Eingang und betrachtete aufmerksam das große, bunte Schaufenster.

Seit einigen Tagen folgte er ihr sogar bis nach draußen, zur Villa des Vaters. Dorith hatte es wohl bemerkt, obwohl er sich geschickt benahm und unterwegs immer so tat, als ginge er nur zufällig durch diese Straßen.

Dorith wußte selbst nicht, was sie an diesen jungen Mann fesselte? War es sein Aeußeres? Das allein wohl kaum! War es vielleicht sein Blick, der etwas schwermütig aus weitgeöffnetem Augenpaar drang? Dorith, die mit ihren siebzehn Jahren noch nicht viel vom Leben wußte, seufzte darüber, daß sie keine Klarheit gewinnen konnte. Auf einmal zog es hell über ihre Züge — sie hatte es entdeckt! Das Lächeln war es, das nette, offene, überzeugende Lächeln des jungen Mannes! Dorith hatte, außer im Film, noch nie einen Mann gesehen, der so bezaubernd zu lächeln verstand. Darum also nahm sie es ihm nicht übel, daß er ihr Tag für Tag folgte . . .

Eine wundervolle Luft lag über Luzern. Man kam sich vor wie mitten im Frühling. War eigentlich nicht immer Frühling in Luzern? Doriths Herz hämmerte in wildem Takt, als sie eines Nachmittags aus dem Fenster blickte und entdeckte, daß der junge Herr gerade seinen Zeigefinger auf den Druckknopf der Hausklingel legte.

Rrrrr . . . . Dorith fühlte, wie ihr Herz still stand. Was sollte sie beginnen? Vater war nicht zu Hause, und die Stütze hatte heute Ausgang. Wieder ertönte das Zeichen — rrrr . . . Es klang gar nicht einmal unangenehm, man mochte sagen anaufdringlich, in vornehmer Zurückhaltung, und nicht so wie das schrille Klingeln der Landbriefträger, die niemals die Zeit erwarten konnten. Dorith öffnete.

„Verzeihen Sie!" Der junge Mann stand unbeholfen in der Tür und drehte verlegen seinen Hut zwischen den Fingern. „Sie werden vielleicht bemerkt haben, gnädiges Fräulein, daß ich seit einigen Tagen versuche, Ihre Aufmerksamkeit zu wecken, um die Erlaubnis zu bekommen, einige Worte zu Ihnen sprechen zu dürfen. Ich — ich — habe Ihnen etwas zu sagen."

„Treten Sie näher!" sagte Dorith mit ganz leiser Stimme. „Nehmen Sie bitte Platz. Mein Vater ist nicht zu Hause."

„Oh, das ist aber schade", sagte der junge Mann. „Ich hätte so herzlich gern heute mit Ihrem Herrn Papa gesprochen."

Er will mit Papa reden, jubelte Dorith innerlich, und ihr Herz tat einen mächtigen Sprung. Er will mit Papa reden! Hatte sie nicht jeden Tag diesen Augenblick ersehnt, seitdem sie in ihrem Roman las, wie der Verehrer kurzerhand den Vater der Geliebten aufsuchte, um ihn um die Hand seiner goldblonden Tochter zu bitten? Jetzt war der Ritter gekommen, der Dornröschen aus dem Schlaf wecken wollte — er wollte mit Papa reden!

„Papa kommt leider erst heute abend wieder", stammelte sie. Der junge Mann wurde rot. „Wie bedauerlich!" sagte er. „Ich hatte bereits kürzlich schon einmal mit ihm gesprochen."

„Wie — — Sie haben schon einmal mit Papa geredet?" Dorith konnte es gar nicht fassen. „Was hat er denn gesagt?"

„Oh, er zeigte sich leider sehr zurückhaltend und wollte das Vorteilhafte meines Angebots durchaus nicht einsehen", antwortete der Herr mit dem netten Lächeln. „Ich dachte, daß Sie mir helfen würden, gnädiges Fräulein."

„Vorteilhaftes Angebot? Sie haben einen merkwürdigen Ton, mein Herr", bemerkte Dorith, merklich kühler werdend. „Man sollte meinen, Sie handeln mit Staubsaugern." Sie spürte, wie ihr eine Träne in die Augen trat.

„Staubsauger???" — Dorith begriff mit einem Schlage, daß sie einen ungeheuerlichen Mißgriff getan hatte. Ein brennendes Rot zeichnete sich auf den Wangen des netten jungen Mannes ab. Sie machte sich Vorwürfe. Sie hätte doch gleich sehen sollen, daß er ganz andere Absichten hatte. „Staubsauger?" sagte der junge Mann noch einmal und schüttelte seinen Kopf.

„Können Sie mir verzeihen?" rief Dorith und streckte ihm ihre Rechte hin. „Habe ich Sie gekränkt? Es lag bestimmt nicht in meiner Absicht."

„Nein", sagte der junge Herr mit dem netten Lächeln, „Sie haben mich durchaus nicht gekränkt, gnädiges Fräulein. Ich war nur gekommen, damit Sie ein Wort für mich bei Ihrem Herrn Papa einlegen. Aber Staubsauger verkaufen? Wie kommen Sie darauf?"

„Ich weiß es selbst nicht", stammelte Dorith. „Es war eine dumme Bemerkung von mir."

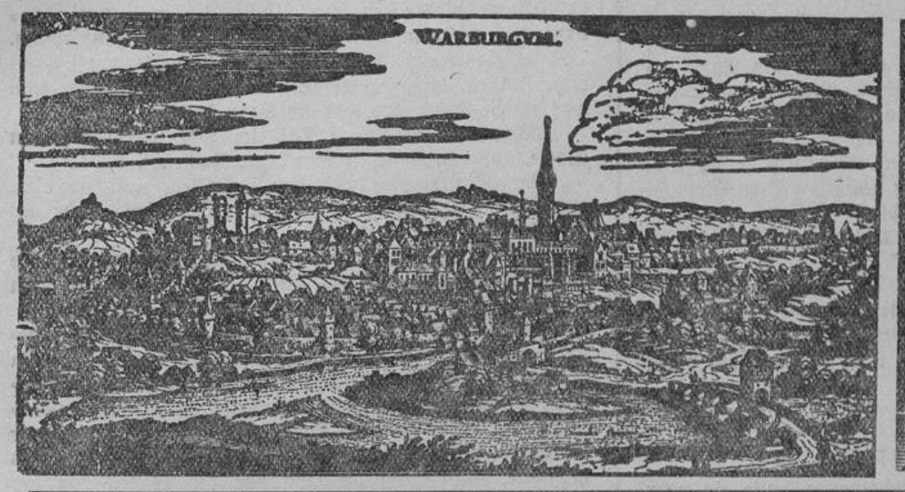
„Ich habe noch nie in meinem Leben Staubsauger verkauft!" sagte der junge Mann und erhob sich, um seinen Hut aufzusetzen. „Im Gegenteil, ich glaubte immer stolz darauf sein zu dürfen, der bekannteste Verkäufer für Radioapparate in der Schweiz zu sein — —"

Dorith sah zum Himmel empor. Ein kalter Wind trieb die Blätter über die Dächer; ein unangenehmer Regen begann herniederzupeitschen. Nein, es war wohl doch noch nicht Frühling in Luzern. Offensichtlich kam der Frühling nicht zu einer Siebzehnjährigen. Und seitdem steht der kleine runde Tisch in der Konditorei am Marktplatz um die Mittagszeit leer. Niemand ahnt warum — nur die siebzehnjährige Dorith und der Herr mit dem netten Lächeln wissen davon.

Falsch getippt, Mister Reporter!

Ein amerikanischer Reporter hatte kürzlich den Vorzug, einen schnell reich gewordenen Chicagoer Wurstfabrikanten nach allen Regeln der Kunst zu interviewen. „Wie begannen Sie Ihre Laufbahn?" wollte er von dem Krösus wissen. — „Ich kam als armer Schlucker nach den Staaten. Suchte Arbeit, fand aber keine. Eines Tages bewarb ich mich um eine Stellung in einem großen Chicagoer Geschäftshaus. Der Inhaber selbst empfing mich. Ich bat ihn um Beschäftigung. Er bedauerte. Es war kein Posten frei. Ich erhob mich und ging gesenkten Kopfes zur Tür. Plötzlich fiel mein Auge auf eine Schmucknadel, die auf dem Teppich des Zimmers lag. Ich beugte mich nieder, hob sie auf und — „Die alte Geschichte!" fiel ihm der Mann der Feder hastig ins Wort. „Sie hoben die Nadel auf. Der Geschäftsmann sah es. Freute sich über Ihren Ordnungssinn, Ihre Sparsamkeit in kleinen Dingen, rief Sie zurück und verschaffte Ihnen eine Stellung. Dann wurden Sie sein Teilhaber und heirateten seine einzige Tochter. War es nicht so?" triumphierte der Reporter. — „Nicht ganz so", wehrte der Fabrikant bescheiden ab, „denn als ich die Nadel aufhob, merkte der Geschäftsinhaber nichts davon. Er drehte mir bereits den Rücken zu. So behielt ich die Nadel und — verkaufte sie günstig. Sie war nämlich aus Gold und hatte einen wertvollen Diamanten . . ." Da ließ der Reporter die Ohren hängen und zog traurig seines Weges.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 95 | 30. November 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(10. Fortsetzung)

Mit raschen Schritten ging er aus dem Hause, und Dietrich Untermann saß wieder allein in dem Ohrensessel. Wie merkwürdig das war. Er fühlte sich müde und alt. Viel älter als sonst, und — dann kam Christine. Er sah ihr an, daß sie gemeint hatte, aber sie war merkwürdig still. Schweigend setzte sie die Suppe auf den Tisch, schweigend verzehrten die beiden Alten ihr Mahl. Keiner war froh, nicht, denn der Priester, der ihr am Beichtstuhl zugehorcht, hatte gesagt: ‚Wenn er es als seine Pflicht erkennt, dann zürne auch du nicht und bete!' Er aber konnte des neuerstandenen Bauernsohnes nicht froh werden.

Benedikt war wieder auf jenem Hügel stehengeblieben, von dem aus er vorher hinuntergeschaut. Nun standen die Strahlen der Abendsonne schon ganz niedrig, und weite, schwarze Schatten zeichneten sich auf den verschneiten Feldern. Und doch war die Stimmung an diesem Abend anders als gestern. Heute war es ihm, als bettete die milde Nacht liebevoll das Vaterhaus in ihre Arme. Und dann — dann kamen andere Empfindungen, Gefühle, die er nie gekannt.

Dies alles da unten, dieses alte, liebe, feste Haus, dieses Mühlrad mit seinen Eiszapfen und dem in der Tiefe noch rauschenden Wasser, diese Felder, über die sich der Abend herabsenkte, alles das war seine Heimat!

Das war ihm, Benedikt Untermann, zu eigen!

Wieder der Marsch nach Gramsche, wieder die Heimfahrt. Es war bereits Nacht, als er durch die Straßen Münsters ging. Irgendwo kam ein fröhlicher Trupp Studenten heran. Er kannte viele von ihnen; denn es waren Kommilitonen der Verbindung, der er selbst noch als alter Herr angehörte. Er drückte sich in das Dunkel eines alten Brunnens und ließ sie vorüber. Hätten sie ihn erkannt, er wäre nicht von ihnen losgekommen; und wie hätte er jetzt vermocht, Studenten um sich zu haben.

„O freie Burschenherrlichkeit!"

Unsinn! Er biß die Zähne aufeinander und ging in seine Wohnung. Da standen noch immer die Koffer, und er sah lange über sie hin. Jetzt kam der letzte Kampf und die schwerste Stunde.

Benedikt Untermann setzte sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Verehrter väterlicher Freund!

Ich habe Ihren gütigen Rat befolgt und bin noch einmal bei meinem Vater gewesen. Ich weiß, was mein Pflicht ist, und bitte Sie, mich zu verstehen. Ich übernehme den Hof. Sie werden es begreifen, daß ich in dieser Stunde nicht fähig bin, noch einmal vor Sie hinzutreten und es Ihnen zu sagen. Ich bitte Sie um den letzten Dienst. Anbei mein Diplom und mein Verzicht. Suchen Sie dahin zu wirken, daß man meinen Entschluß nicht mißdeutet.

Mit vielem, vielem Dank für alle Ihre Güte Ihr

Benedikt Untermann,
ab heute Jungbauer auf dem Heidehof bei Gramsche."

Noch einmal verließ Benedikt in dieser Nacht das Haus, um den an den Geheimrat Wislizenus, zur Zeit Berlin, Hotel Excelsior, gerichteten Brief selbst auf die Post zu tragen.

Als am nächsten Morgen die Wirtin in das Zimmer kam, fand sie neben fertig gepackten Kisten und Koffern Benedikt Untermann. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, in dieser Nacht zu schlafen, und während er seine Instrumente und wissenschaftlichen Bücher eingepackt hatte, war es ihm gewesen, als legte er liebe Freunde in den Sarg.

„Nun also, Herr Professor, jetzt geht es wohl los?"

„In einer Stunde reise ich ab."

Warum sollte er der Frau etwas erzählen? Eine Stunde später kam der Spediteur, der die Kisten abholte.

„Nehmen Sie alles vorläufig auf Lager, ich werde Ihnen noch genau angeben, wohin die Kisten geschickt werden."

Auch das brauchte ja die Wirtin nicht zu wissen, daß sie nicht nach Bremen, sondern nach Gramsche gingen.

Benedikt Untermann trat aus dem Hause. Es war ein wundervoller, klarer Wintertag, und die helle Sonne verscheuchte die Gespenster, die sich in dieser Nacht noch einmal um seine Seele gelegt hatten.

Es war doch gut, daß er den Brief sofort abgeschickt hatte. Nun waren die Brücken hinter ihm abgebrochen.

Langsam ging er zur Bahn. Er hatte in dieser Nacht noch anderes bedacht. Erst hatte er sofort zum Vater gewollt, aber das hatte er aufgegeben. Nicht so mit einem Sprung aus dem einen Leben in das andere. Nicht vor den Vater treten, ehe die Wunde, die der große Schnitt in seiner Seele geöffnet, verharscht war. Nicht, ehe er sich selbst soweit in der Gewalt hatte, daß er dem Vater sagen konnte: „Es ist kein Opfer, ich tue es freudig."

Vor ihm lag der Bahnhof, er trat an den Schalter.

„Eine Fahrkarte nach Bonn."

Und dann saß er in seinem Abteil, aber er grübelte nicht mehr und hing nicht mehr traurigen Gedanken nach. Nun war es entschieden, und Benedikt Untermann hatte Notizbuch und Bleistift vor sich und arbeitete sich einen Plan aus für sein neues Leben.

Sechstes Kapitel.

Dietrich Untermann, der Erbhofbauer, hatte ein paar Tage innerer Sorge und Angst hinter sich, und als nun, einen Tag vor Silvester, statt des mit Ungeduld erwarteten Sohnes ein Brief mit dem Poststempel Bonn ankam, war er bitter enttäuscht.

Das war ja alles eigentlich wie ein Winterwetter vorübergezogen. Die Aufregungen des Weihnachtsabends, dann das unerwartete Erscheinen seines Jüngsten und dessen Entschluß.

Ebenso rasch, wie er gekommen, noch ehe der Bauer völlig begriffen, war Benedikt wieder verschwunden. Und jetzt wartete der Vater. Lief einsam über die winterlichen Felder und suchte dem Sohne zu folgen. Er kam nicht und ließ nichts von sich hören. War es nur eine Aufwallung gewesen? Hatte er schon bereut? Wie natürlich!

Es war ungemütlich daheim; denn die Mutter hatte immer verweinte, fragende Augen, und er wußte ihr keine Antwort auf ihre Fragen zu geben. Jetzt kam statt des Sohnes der Brief, der natürlich eine Absage enthielt. Dietrich Untermann wollte ihn ganz allein lesen und schloß sich oben in Benedikts Kammer.

„Lieber Vater!

Ich habe nun meine Entlassung erhalten und mit meinem bisherigen Leben abgeschlossen."

Das stand da ganz trocken und sachlich mit festen, fast harten Schriftzügen. Einen Augenblick mußte der Vater mit dem Lesen einhalten. Jetzt hätte er doch jubeln müssen, und dennoch zitterte sein Herz, nun der schwere Schritt des Sohnes vollzogen war.

„Ich halte es für unmöglich, augenblicklich zu Dir zu kommen. Bitte, begreife mich. Ich muß erst in mir selbst den übergang finden. Außerdem verstehe ich von der Landwirtschaft gar nichts. Ehe ich Dich bitte, mir praktisch zu zeigen, was ich zu lernen habe, will ich wenigstens einen Monat benutzen, um in der Landwirtschaftlichen Hochschule in Poppelsdorf etwas zu lernen. Ich habe keine Zeit, Semester lang zu studieren, und Du als der Bauer wirst vielleicht lächeln. Ich will mir Rat holen, will mir Bücher kaufen, aus denen ich lernen kann. Es steckt nun einmal in mir, daß ich theoretisch lernen möchte. Ich will mich auch mit den Problemen der Moorkultur alsbald beschäftigen, denn wir beide sind uns wohl darüber klar, daß ein Erbhofbauer nicht nur die Pflicht hat, zu bewahren, sondern auch zu bessern und den anderen Bauern zum Muster zu werden. Lasse mir also einen Monat Zeit, mich selbst in mein neues Leben zu finden. Es grüßt Dich herzlich Dein Sohn Benedikt."

Dietrich Untermann verstand — und verstand manches auch nicht. Er war ein ganz einfacher Bauer, der kaum je in seinem Leben etwas anderes gelesen hatte als höchstens die Zeitung. Was wollte Benedikt aus Büchern lernen? Wie konnten die ihm sagen, wie man den Acker bestellt? Nun packte ihn Angst. Der Benedikt, der war ein Studierter! Konnte der wirklich ein Bauer werden? Dann schüttelte er wieder den Kopf. Unsinn? Ein Monat! Was konnte er in einem Monat lernen? Das war ganz richtig. Das sollte nur eine Frist sein, die er brauchte, um sich zurechtzufinden. Auch das erfüllte den Vater mit Sorge. Also war es ein Opfer, das ihm der Sohn brachte?

Dann aber vergingen Tag um Tag und Woche um Woche, und von Benedikt kam keine Nachricht.

Der Winter war in diesem Jahr sehr mild gewesen, und schon am 1. Februar war kein Schneehase mehr auf den Feldern.

Dietrich Untermann war hinausgegangen, um die junge Wintersaat anzusehen. Jetzt ging er gern ganz allein hinaus, und — auch den Dorfkrug betrat er nicht mehr.

Ein kleines Korbwägelchen, wie es die Bauern benutzen, kam den steilen Weg von Gramsche herab. Auf dem Bock saß ein junger Mensch, und hinter ihm waren allerhand Kisten und Kasten. Irgendein Knecht mit einer gleichgültigen Fuhre, und der Bauer begriff nicht, warum er immer wieder dorthin schaute und den Weg des Wagens verfolgte. Und dann — dann bog der Wagen von der Landstraße in den Weg ein, der zum Heidehof führte.

„Da bin ich, Vater!"

Dietrich Untermann stand mit weitaufgerissenen Augen und starrte Benedikt an.

„Du? Warum hast du mir nicht geschrieben, damit ich dich abholte?"

Da stand Benedikt vor ihm. Im derben Lodenanzug erschien seine Gestalt sehniger und kräftiger als vorher, und in seinen Augen war ein frohes Leuchten, wie es ein Mann in seinem Blick hat, der weiß, was er will.

„Ich habe mir den Wagen vom Bauer Leuthauser in Gramsche geborgt. Vielleicht kann ihn ein Knecht wieder zurückbringen. Ich wollte meinen Einzug im Heidehof halten, wie es sich für einen Bauern schickt. Steig auf, Vater, ich fahre dich in den Hof."

Verwundert sahen die Knechte und Mägde die sonderbare Fuhre, und noch erstaunter waren sie, als sie in dem Kutscher, der die Peitsche und die Zügel führte, den Sohn erkannten.

„Der Herr Professor."

Das Wort kam zögernd über ihre Lippen, und Benedikt sagte: „Ich bin von heute an der Jungbauer. Merkt's euch!"

Jetzt trafen ihn ängstliche Augen, die erst recht nicht begriffen, aber Benedikt winkte.

„Helft mir die Kisten hineintragen. Vater, ich darf doch wieder mein altes Stübchen beziehen?"

„Laß, Benedikt, das besorgen die Knechte."

Auch der Vater wußte den richtigen Ton noch nicht zu finden, aber Benedikt lachte: „Ich fasse selber mit an."

Mutter Christine, die im Oberstock war, verlor fast die Sprache, als sie Benedikt sah, der mit seinen weißen, gepflegten Händen jetzt mit dem Knecht zusammen und mit kräftigen Muskeln eine schwere Kiste die Treppe hinauftrug.

Dietrich Untermann stand unten in der Diele. Er widersprach nicht mehr, aber sein Gesicht hatte sich zu einem frohen Lachen verzogen. Er verstand den Sohn! So war es recht!

Als aber der Knecht wieder hinabgegangen, um einen zweiten Koffer zu holen, und Benedikt, der immerhin die Zähne hatte zusammenbeißen müssen, aufatmend dastand, weinte die Mutter auf.

„Du hast es wirklich getan?"

„Nun nicht mehr davon reden. Mutter, komm einmal her! Siehst du nicht, wie die helle Sonne in die Kammer hereinglänzt und sich freut, daß ich da bin."

„Junge, was hast du getan?"

Er sah sie fest an.

„Meine Pflicht! Und ich weiß, daß es richtig so ist."

(Fortsetzung folgt)

Schattenspiele der Liebe

Erzählung von Lotte Krieser

„Es ist seltsam mit der Liebe", sagte Georg und folgte Anna mit den Blicken. Lucie, der diese nicht gerade neuartige Bemerkung wohl galt, tippte die Asche von ihrer Zigarette.

„Guter alter Georgie", dachte sie und lehnte sich tiefer in dem Sessel zurück, „was für Gedanken, wenn man gerade fünfzig geworden ist, aber schließlich — vielleicht ganz natürlich, wenn man fünfzig ist." Sie blies nachdenkliche Rauchringe in die Luft.

Drüben begann die Hauskapelle jetzt einen Strauß'schen Walzer zu spielen. Die heiteren Klänge hüpften übermütig daher. Die gedämpfte Eleganz der Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien) schien auf einmal weniger betont, von einer unbeschwerteren Atmosphäre schien der Raum ...

Georg gab seinem Stuhl eine leichte Drehung — ja, das war es wohl, was ihm immer gefehlt hatte: ein bißchen Leichtigkeit im Blut — zu schwer, zu gebunden. Was die Geige jetzt so unbekümmert herausjubelte, das war Leben, war Lust am Dasein ...

Seine Blicke wanderten hinüber zu Anna, die in der Nähe der Eingangstür noch immer mit ihren Bekannten sprach. Aus der matten Seide ihres Kleides hob sich der weiße, schon ein wenig schwere Nacken, die starken dunklen Flechten waren der herrschenden Mode entgegen zu einem Knoten geschlungen — der ganze große, ein wenig zu voll gewordene Körper atmete erdhafte Wirklichkeit — Erfülltsein.

Mit Marie-Rose war alles anders gewesen. Alles, was sein Leben einmal an Romantik enthalten hatte, kam von ihr. „Morgenfrau" hatte er sie genannt. So war sie gewesen — wie — wie vom anderen Ufer. Es gab kein Bild von ihr, sie hatte sich stets dagegen gewehrt, gemalt oder photographiert zu werden — nur eines als ganz kleines Mädchen im weißen Kleid mit unendlich großem Spitzenkragen und im Arm fest an sich gedrückt ein kleines Lämmchen.

Kleine Marie-Rose! Schon fünfzehn Jahre tot — nein, er konnte keinen starken Schmerz mehr empfinden, wenn er daran dachte. Die Verzweiflung der ersten Jahre war gestorben — aufgelöst, wie ihr süßer Körper der Auflösung verfiel. Und auch in seinem Hause — oh, Anna war zartfühlend, ohne Not wurde nichts geändert — aber Annas Atmosphäre durchdrang alles, warm, auslöschend. Marie-Rose war ein blasser, kleiner Geist hinter den Dingen, zart wie ein Hauch, der manchmal noch an ihm vorüberstrich, aber durch nichts mehr zu halten und zu erwärmen gewesen wäre — Marie-Rose war tot.

Ja, und auch jetzt, da er hier saß und an sie dachte, selbst jetzt schien ihr Bild zu vergehen, wandelte Züge und Ausdruck — und nun war es Magrit, Magrit, wie er sie zum letzten Male gesehen hatte ...

Lucie war es, die Magrit zu ihm gebracht hatte. Wie lange war nun auch das schon wieder her! Er begann damals aus seiner tiefsten Verzweiflung aufzutauchen. Sein Leben gehörte in jener Zeit nur seinen Kindern. Manchmal überfiel ihn mitten in seinen Arbeitsstunden die Angst, die er seit Marie-Roses Sterbenacht im Blute hatte. Dann konnte es vorkommen, daß er aus seinen wichtigsten Besprechungen einfach nach Hause fuhr. Wurde er einmal abends zurückgehalten oder war er in einer anderen Stadt, so wußte die Kinderfrau, daß sie pünktlich um sieben Uhr seinen Anruf zu erwarten hatte. Georg verhehlte sich nicht, daß er anfing, sich ein wenig lächerlich zu machen ...

In diese Zeit kam Magrit. Wie genau er sich noch an jenen Nachmittag erinnerte! Er kehrte mit den Kindern heim. Sie waren voll Uebermut. Rosemarie schnupperte mit ihrer kleinen Nase immer wieder in der Luft und behauptete, es röche nach „Frühling" — ein Wort, das sie mit genießerischer Zärtlichkeit so lang zog, als sei es einer der russischen Sahnekaramellen, die Georg ihr stets zu ihrem Geburtstag mitbringen mußte. Wolf, der die kleinere Schwester sonst in all ihrem Tun bewunderte, war heute, wahrscheinlich auch unter dem Einfluß des Frühlings, in streitbarer Laune, er behauptete, es hieße nicht „Fü—ühling", sondern knapp und gleichsam männlich betont „Frühling". Georg sollte gerade in dem ausbrechenden Streit als Richter angerufen werden, da fuhr ein Auto dicht an den Bordstein heran — hielt — und Lucie winkte ihnen, einzusteigen. Im Wagen saß Magrit ... und dann war es das erste Mal nach Marie-Roses Tod, daß die Kinder eine Stunde zu spät ins Bett kamen.

Dann wurde es wirklich Frühling und Ostern. Und zum ersten Male seit Marie-Roses Tod zog Georg wieder mit Gästen hinauf in das Jagdhaus. Seine Base Anna kam mit und übernahm Hausfrauenpflichten.

Das Haus feierte eine fröhliche Auferstehung. Auf den Wiesen blühten die Mehlprimeln und Schusternägel — auf den Feldern die wilden Narzissen, und Magrit war wie der Frühling, hatte Augen wie ein Sturmhimmel, und ihre Haare rochen wie die jungen Wälder.

Die Kinder hingen an ihr. Sie ging mit ihnen auf die Wiese zum Blumenpflücken — aber sie brachten die Beute nie bis nach Hause. Unterwegs wurde sie ihnen welk, und sie ließen sie in den Bächen davonschwimmen. „Wir haben zu heißes Blut — die Blumen sterben bei uns", sagte Magrit lachend, und die Kinder wiederholten es begeistert.

Am Nachmittag des zweiten Tages fand Georg Magrit auf dem Boden, wie sie, in ein weißes Bettuch gehüllt, den Kindern eine Gespenstergeschichte erzählte. Alle drei waren heiß und glühend, und Magrits Haare waren eine honigfarbene Wirrnis. Georg spürte noch sein Herz schlagen, wenn er daran dachte.

Aber am Abend schrien die Kinder und wollten nicht ins Bett aus Angst vor dem Klabautermann und dem Pferd ohne Kopf ...

Magrit überließ es Anna, sie zu beruhigen, und spielte in der Halle mit Lucie und Herbert Bridge.

Am nächsten Morgen saßen sie beim Tee. Die Kinder hatten schon gefrühstückt und kamen nun von draußen herein. Jedes lehnte hinter dem Stuhl des Erwachsenen, dem im Augenblick seine größte Liebe galt — Rosemarie bei Magrit, Wolf bei Herbert, den er als einen Seemann und Weltumsegler verehrte.

Plötzlich fühlte Herbert etwas in seine Hand gleiten. Es war Wolfs kleines Fernrohr, das er über alles liebte. „Ich schenke es Dir", sagte er stolz.

Alles war begeistert, nur Georg und Anna beobachteten stumm. Georg kannte seinen Sohn. Er sah, wie auf dem strahlenden Gesichtchen die Sonne der Schenkfreude jählings unterſank — der Mund verzog sich kläglich, die Augen verloren ihren Glanz — der ganze kleine Kerl war ein schütterndes Weinen.

„O, o, was ist?" — „Was fehlt Dir, Wolf?" — „Hallo, was gibt's, kleiner Mann?" Und zwischen Tränen und Schluchzen klägliches Stammeln: „Das — das — o, mein Fernrohr —!" Und Magrits klingende Stimme: „Herbert, schnell, gib es ihm zurück! O wie süß!"

In dem kleinen Tumult war Anna neben Georg getreten, und er hörte ihre leise und sehr bestimmte Stimme: „Georg, glaubst Du nicht, daß es besser für ihn ist, wenn er es nicht zurückbekommt?"

Da hatte er plötzlich gewußt: als sei ein Vorhang gefallen, als erkenne er in der Szene, die gespielt wurde, sich selbst — Zuschauer und Spieler in einer Person —: Magrit, sie war anbetungswürdig, sie war die Erfüllung, nach der sein Blut verlangte — sie würde die Kinder verwöhnen, sie necken, sie beglücken, je nach ihrer Laune — — Anna, er hatte sie stets gesehen, wie ein Mann eine Herberge sieht, in die er nicht einzutreten jedenkt.

In dieser einen Minute einer unirdischen Wachheit war alles entschieden, obgleich er nachher noch Monate brauchte, ehe er sie fragen konnte, ob sie seine Frau werden wollte. Was er wirklich meinte, war: ob sie seinen Kindern eine Mutter sein wollte. Und sie wußte es. — —

Sie war seinen Kindern eine Mutter gewesen. Nun hatte Rosemarie sich verheiratet und Wolf die Universität bezogen. Der Vater verspürte Stolz auf sie beide. Aber war es nicht die Substanz in ihnen? War er nicht damals kleinlich gewesen in seiner Angst — ohne Vertrauen? Wie würden sie sich entwickelt haben, wenn — —?

Seltsam war das Leben — wenn man dachte, man habe es gefaßt und halte es fest in sicheren Händen, so glitt es einem davon wie das Meer zur Ebbezeit, und wo Wasser gewesen, blieb nur noch Sand und ein wenig Tang und schillernde Quallen ...

Sein Blick ging wieder zu Anna hinüber, und als habe sie ihn gespürt, wandte sie sich jetzt um und lächelte ihm zu. Fast in demselben Augenblick hörte die Musik auf. Eine schillernde Kadenz tanzte noch einmal mit den Sonnenstäubchen durch die Luft, dann verflog auch sie. Nun war es wieder dieselbe ein wenig feierliche Hotelhalle (grau mit zarten Andeutungen von Silber und großen Tuffs lavendelfarbiger Cinerarien), wie man sie all diese Tage schon gekannt und gewiß nicht als einen Platz